

4 Tage im September 2001

Alpbach, 3. September

Ich bin so sehr an das Großstadtleben gewöhnt, dass mich die Stille und die Ereignislosigkeit hier unruhig machen. Jeden Moment erwarte ich, dass etwas passiert, jemand über den Waldweg hochkommt, das Handy piept oder zumindest ein Nachbar vorbeischaut. Doch es geschieht nichts, überhaupt nichts.



Von draußen dringt nur das behäbige, monotone Rauschen der nahen Alpbacher Ache herein, übertönt vom sporadischen Singsang der Autos unten auf der Straße. In der Luft, die feucht und schwer in das Tal drückt, liegt ein herber Jauchegeruch. Der Eindruck, mich hier in einer perfekten ländlichen Idylle zu befinden, nimmt durch das Glockengebimmel der Kühe von der gegenüberliegenden Talseite fast klischeehafte Züge an. Nachts schrecke ich vom Knacken und Knistern in den Holzwänden auf und liege oft lange wach. Mir fallen sämtliche Horrorszeneen aus Psycho, Frenzy und den anderen Hitchcockklassikern ein, die ich mir einmal voller Begeisterung im Kino angeschaut habe und deren Langzeitwirkung mich nun peinigt. Jedes Geräusch interpretiere ich zu einem Schlag gegen die Haustür oder zum Versuch eines Einbrechers, durch eines der Fenster einzudringen. Erst morgens, wenn die Sonne hinter dem Schatzberg hervorlugt und mir ihre warmen, hellen Strahlen sanft ins Gesicht drückt, ist der Spuk der Nacht wie ausgelöscht.

Gespenster gibt es genug, seit ich es mir hier im Haus meines verstorbenen Vaters wohnlich eingerichtet habe. Das idyllische Anwesen, das versteckt abseits der Straße an einem steilen Hang in einem kleinen Waldstück liegt, atmet aus jeder Ritze den Geist der Vergangenheit. Eigentlich bin hierher gekommen, um mich von der Stätte meiner Kindheit zu verabschieden. Doch nun gibt es mit meinen Brüdern die Übereinkunft, es - entgegen der ursprünglichen Absicht - zu behalten und als Ferienwohnsitz zu nutzen. Für ein Wochenenddomizil liegt es für mich als Berliner zwar ein wenig weit ab vom Schuß, doch lässt sich hier ganz hervorragend so mancher Wander- und Schiurlaub verbringen. Vor allem die Aussicht, in dieser paradie-

sischen Ruhe und Abgeschlossenheit zukünftig meine Schreibprojekte voranbringen zu können, beflügelt mich. Wo könnte es besser gelingen, zu schriftstellerischen Höhenflügen abzuheben, als hier an diesem abgeschiedenen Ort mitten in den Bergen?

Im Dorf, wohin ich praktisch nur alle paar Tage zum Einkaufen komme, kenne ich kaum mehr jemanden, erkennt mich auch fast niemand mehr. Ich merke, dass mein Atem dort nicht mehr frei geht, mich eine unterschwellige Anspannung beherrscht. Dreißig Jahre sind eben eine lange Zeit. Oder sind es die Vergangenheitslasten, die ich zweifelsohne in einem nicht zu geringen Maße von hier mitgenommen habe? Ich bin bei meinen sporadischen Besuchen in den letzten Jahren nur mit unseren unmittelbaren Nachbarn in Kontakt geblieben. Meinen Kindheitsfreunden von den Nachbarhöfen verdanke ich die innigen Einblicke in die Bergbauernwelt mit ihrer Urwüchsigkeit und Naturverbundenheit, die mich geprägt haben. Aber auch das tiefe Gefühl, ein anderer zu sein und nicht dazu zu gehören. Heute haben sie die Höfe übernommen, oder arbeiten im Tourismusgewerbe, als Schullehrer, als Liftpersonal, oder in den Hotels. Doch außer kleinen Reminiszenzen gibt es nichts Verbindendes mehr; dreißig Jahre sind eben eine zu lange Zeit, um wieder irgendwo anknüpfen zu können. Plötzlich wieder hier zu sein erscheint mir wie einer Zeitreise. Sie macht mir auch den Entwicklungssprung deutlich, den das Dorf seither durchlaufen hat. Tourismus, Fernsehen, die sozialdemokratische Bildungspolitik der siebziger und achtziger Jahre und ein Wohlstand, der allein schon an der Zahl der prächtig renovierten Höfe und schmucken neugebauten Häuser abzulesen ist, haben den Abstand zu den städtischen Zentren im Inntal weitgehend wettgemacht. Zu meiner Zeit besuchte kaum jemand außer uns eine höhere Schule oder gar eine Universität. Ich bin mir sicher, dass es vor allem das Bildungsgefälle war, das mich den Dorfbewohnern entfremdet hat und nach meinem Weggehen den Kontakt verloren gehen ließ.

In ein paar Tagen geht's wieder zurück. Wenn ich dann die schmale Schlucht hinter mir habe, durch die sich die Straße ins Inntal hinaus schlängelt, und mein Blick noch einmal über die satten grünen Buckel und sanften Bergrücken wandert, mit denen sich die Zillertaler Alpen in Richtung Norden verabschieden, bevor sich der alpine Wall mit dem Wilden Kaiser noch einmal zu einer letzten herrischen Bastion aufbäumt, dann wird mir sicherlich wieder etwas weh ums Herz werden (erfahrungsgemäß passiert das spätestens dann, wenn mich die Monotonie der langen Autobahnfahrt wieder gefangen genommen hat). Aber ich weiß auch, daß sich meine nostalgischen Gefühle in Grenzen halten werden. Nicht umsonst bin ich einmal von hier weg. Unterschwellig spüre ich immer noch etwas von der alten Beklemmung, wie die Enge des Tales die Luft zum Atmen nimmt. Die Hypothek, in der Gegend

niemals wirklich Wurzeln geschlagen zu haben, keine menschlichen Anknüpfungspunkte zu besitzen, wiegt schwer. Sie hat sich seither nicht in Luft aufgelöst. Wir sind damals die „Zugereisten“ aus der Stadt gewesen, und daran hat sich bis heute nichts geändert.

Berlin, 11. September

Hier regnet es seit Tagen in Strömen. Von morgens bis abends schaue ich auf nichts anderes als eine Wand aus dunklen Wolken und trüben Wassersträngen, die dichtgedrängt, wie aus einer überdimensionalen Gieskanne an meinen Fenstern vorbeirauschen.



In diese trostlose Stimmung passt das schockierende Ereignis, dessen Augenzeuge ich heute nachmittag via CNN geworden bin. Ich hatte eher beiläufig den Fernseher eingeschaltet, um einer mysteriösen Radiomeldung auf die Spur kommen, nach der ein Sportflugzeug in einen der Türme des World Trade Centers in New York City gestürzt sei. Auf dem Bildschirm erschien prompt die Skyline von Manhattan mit der vertrauten, wie immer beeindruckenden Hochhausphalanx, die, aus einer entfernten Kameraposition aufgenommen, ruhig in der New Yorker Morgensonne lag. Doch ganz hinten am Bildrand quollen tatsächlich dunkle Rauchschwaden aus einem der Zwillingtürme des World Trade Centers. Während die Kommentatorin noch rätselte, ob es ein Unfall war oder vielleicht, wie ein telefonisch zugeschalteter Korrespondent vermutete, ein Attentat, kurvte eine Verkehrsmaschine um den Komplex, zog frontal in die in der Morgensonne glitzernde Fassade des Südturms, und verschwand in einem riesigen Feuerball. Mein Gott, dachte ich mir, ist das jetzt Science Fiction? Ich wünschte mir ganz inständig, dass es sich hier nur um eine schaurig-gelungene Computer-Simulation handelte, um ein Derivat von Independence Day, das ein Scherzbold in das laufende Programm von CNN geschmuggelt hätte.

Doch umsonst. Die Bilder waren live. Die brennenden Türme beklemmend echt. Fassungslosigkeit bei den Reportern, ungläubiges Entsetzen bei mir. Die Hochhausgiganten schmauchten wie angezündete, überdimensionale Zigarren, sonst herrschte gespenstische, bedrückende Ruhe. Selbst der Reporterin fehlten die Worte. Was war mit den Menschen, die sich dort zu Zehntausenden in den Büros aufhielten? Nahaufnahmen zeigten kleine, verschwommene Gestalten, die in den Stockwerken über den Einschlagstellen mit Tüchern aus den Fenstern winkten. Es war ein Schock mit ansehen zu müssen, wie die Menschen dort um Hilfe riefen und flehten - um Hilfe und Rettung, die nicht kamen, nicht kommen konnten. Und ich

saß – wie wahrscheinlich Millionen andere - im bequemen Fernsehsessel und sah aufgewühlt zu, wie diese Menschen ihrem Schicksal ausgeliefert waren. Warum erschien nicht wie in einschlägigen Hollywood-Filmen der rettende Übermensch, um die Leute in letzter Minute todesmutig aus dem Inferno herauszuholen? Ein amerikanisches Drehbuch hatte solche Lösungen doch immer vorrätig! Doch auf dem fast unanständig klaren, hellblauen New Yorker Morgenhimmel zeigte sich kein rettender Helikopter, gab es keine Anzeichen für eine Rettungsaktion.

Ich fühlte mich immer miserabler. Zaungast, ja Voyeur der Panik, Verzweiflung und Todesangst all dieser Menschen wollte ich nicht sein, aber Wegsehen, Abschalten, Ignorieren konnte ich auch nicht mehr. Wie gelähmt harrete ich aus, immer noch in der Hoffnung auf eine wundersame Auflösung in letzter Minute. Doch dann kam die Meldung, daß es sich um Selbstmordattentate handelte. Ich war vor Entsetzen wie gelähmt. Wer tat so etwas Irrsinniges, vollgetankte und mit Passagieren vollbesetzte Verkehrsmaschinen in zwei Hochhaustürme zu lenken? Während meine überforderten Gedanken um diese Frage kreisten, sank zuerst der eine Turm, dann der andere in sich zusammen. Hatte es an ein Wunder gegrenzt, dass die Stahlbetonriesen den Einschlag der Boeings überhaupt standgehalten hatten, so erschien es mir wiederum vollkommen unfassbar, wie sauber und schnurgerade diese jetzt in sich zusammenfielen. Der Moment, in dem die beiden Giganten aus Stahl, Glas, Marmor und Beton im Zeitlupentempo in Schutt und Asche versanken und in einer riesigen Staubwolke aufgingen, hatte für mich – ich schäme mich fast, es so auszudrücken – etwas Majestätisches. Die Bilder erinnerten mich an den Untergang der Titanic, dessen hochaufragendes Heck auf der Kinoleinwand mit einer ähnlichen gespenstischen Schönheit in den Fluten des Atlantik versunken war. Aber das war ja nur im Film gewesen, und an dessen Ende ging das Leben ganz normal wieder weiter.

Berlin, 12. September

Welch satanischer Wille steckt hinter einem solchen Terrorakt? Diese Frage stellen sich wahrscheinlich Millionen von Menschen. Ich fürchte, die Antwort wird ähnlich im Dunkeln bleiben wie die Suche nach einer Erklärung für den millionenfachen Massenmord der Nazis.



Eindeutige Indizien belegen, daß die Attentäter aus dem islamisch-fundamentalistischen Umfeld kommen. Und allgemein wird angenommen, daß der saudiarabische Fundamentalistenführer Osama bin Laden dahintersteckt. Obwohl weder er noch seine Organisation Al Quaida sich bisher offen zu den Anschlägen bekannt haben. Als ich in den Abendnachrichten Bilder von feiernden und jubelnden Palästinensern in Nablus und Ramallah sah, ging etwas mit mir durch. Endlich Schluss machen, schoß es mir voller Wut durch den Kopf, den Terror an der Wurzel packen, dieses ganze Pack ausräuchern. So schnell fällt man also Lynch- und Ausrottungsphantasien anheim! Wieder bei klarem Verstand sah ich die auslösende Ursache auf der anderen Seite. War nicht damals, bei der Wahl Ariel Scharons zum israelischen Ministerpräsidenten, mein erster Gedanke gewesen, daß dies Krieg bedeutete? Nun haben wir diesen, nur eben anders als erwartet.

Es wird Krieg geben, das ist die einhellige Meinung aller amerikanischen Politiker und Kommentatoren. Aber, und da sind sich auch alle einig, es wird kein gewöhnlicher Krieg zwischen Armeen sein, kein Bürgerkrieg oder ein Aufstand mit Straßenschlachten wie bei der Intifada. Die Front wird quer durch alle Länder und Kulturen verlaufen, und der Kampf wird überall dort stattfinden, wo sich dieser unsichtbare, heimtückisch zuschlagende, gnadenlos grausame und keine zivilisatorischen Schranken respektierende Gegner einnisten kann.

Berlin, 26. September

Es gibt zahlreiche Stimmen, die angesichts der schrecklichen Ereignisse zur Besonnenheit mahnen und zum Dialog der Kulturen aufrufen. Da spricht im Prinzip nichts dagegen. Nur seit feststeht, daß die Anschläge auch von deutschem Boden aus vorbereitet wurden, finde ich, dass es an der Zeit ist, die hiesige Islamistszene kritischer unter die Lupe zu nehmen.



Zugegeben, die bärtigen Mullaotypen und ihre wie Nonnen eingehüllten Frauen waren mir nie besonders sympathisch. Vorne der Pascha mit der Gebetskette, hinten in gebührendem Abstand Ana und die Kinder, dieses Bild ist seit Jahren Alltag in den Straßen Kreuzbergs, im Wedding und in Schöneberg. Die offen zur Schau getragene Abgrenzung von der westlichen Lebensweise und ihre arrogante Anpassungsverweigerung, dazu die Minderbehandlung von Frauen, missfielen mir immer schon. Doch sie lebten in ihrer Welt, die ich trotz allem als irgendwie exotisch empfand, wir in unserer, und damit hatte es sich. Aber nun wächst mein Misstrauen gegenüber diesen Leuten. Es darf nicht sein, dass ihrem religiös motivierten Autismus und Fanatismus durch romantisierendes Ignorieren und blauäugiges Tolerieren Vorschub geleistet wird.

Leute wie Mohammed Atta lebten unter uns. Als Asylanten, als ausländische Arbeitnehmer oder als Studenten. Sie genossen die westlichen Freiheiten, die Vorzüge des Sozialstaates und unseres Bildungssystems. Doch sie bauten in aller Stille konspirative Gruppen auf, mit dem Ziel, den Staat der Ungläubigen, der sie beherbergte, zu vernichten, und mit ihm die westliche Kultur; in ihren Augen ein Hort der Dekadenz und eine Bedrohung für jeden gläubigen Moslem. Ich hatte früher, in meiner Studienzeit an der Technischen Universität, zahlreiche Kontakte zu Arabern, Persern und Türken. Auch über meine Arbeit komme ich immer wieder mit Gastwissenschaftlern aus der Türkei, aus den arabischen Ländern und aus Pakistan in Berührung. Der absurde Verdacht, dabei nichtsahnend mit Leuten aus dem radikalislamischen Milieu zusammen getroffen zu sein und durch Weitergabe von Wissen

deren Ziele unterstützt zu haben, will mich nicht mehr loslassen („Die Ungläubigen mit ihren Waffen schlagen“).

Gerne möchte ich an das Bild eines toleranten und friedlichen Islam glauben, wie es die Islamwissenschaft in schöner Eintracht mit Kirchenvertretern und liberalen Politikern seit Jahren verbreitet. Das mag vielleicht für bestimmte historische Etappen wie das Mittelalter gelten, als der Islam, im Gegensatz zum Christentum, Juden und Christen in seinem Machtgebiet tolerierte (als Bürger 2. Klasse). Doch das Bild des Islam, das sich mir heute bietet, ist aggressiv: Gnadenlos bei der Durchsetzung der eigenen rigorosen Moralvorstellungen („Scharia“), militant bei der Auseinandersetzung mit anderen Religionsgemeinschaften („Dschihad“). Ob in Berlin-Kreuzberg, in den von Immigranten bewohnten Vorstädten in Frankreich oder auf den Philippinen, überall dort, wo der Islam Fuß gefaßt hat, versucht er zu expandieren. In mehr oder weniger militanter Form. Toleranz wird als eine Schwäche angesehen und als Einladung zur Machtentfaltung mißbraucht.

Libanon, Ägypten, Sudan, Nigeria, Indonesien – diese Länder stehen für die Diskriminierung und den Terror gegen christliche Minderheiten. Dort brennen Kirchen, werden Menschen von religiös motivierten Gruppen massakriert. Umgekehrt genießen Muslime hier das Wohlwollen und den Schutz des Staates, erleben sie genau jene Toleranz, die sie Minderheiten in ihren Ursprungsländern verwehren. In Teheran wurde vor ein paar Jahren ein deutscher Geschäftsmann wegen einer sexuellen Beziehung zu einer Muslimin zum Tode verurteilt. Hierzulande ist es selbstverständlich, dass sich junge Araber und Türken sexuell frei ausleben (um dann deutsche Frauen als „Nutten“ herabzuwürdigen). In Kabul stehen Mitarbeiter einer christlichen Hilfsorganisation wegen angeblicher Missionsarbeit vor Gericht. Ihnen droht die Todesstrafe. In Europa werden Moscheen gebaut, entstehen in immer mehr Städten islamische Kulturvereine, wächst die Zahl der Muslime. Doch selbst wenn radikale Immane wie der Kalif von Köln offen religiösen Haß predigen, sieht man von offizieller Seite immer noch lieber weg - und ruft unverdrossen zum Dialog der Kulturen auf.

Aber gibt es einen solchen überhaupt? Wenn ja, mit wem sollte er geführt werden? Mit den bärtigen Scharfmachern, die beim Freitagsgebet zum heiligen Krieg gegen die Ungläubigen und den „großen Satan USA“ aufrufen? Oder mit den (wenigen) dialogbereiten islamischen Gelehrten, die in ihren Heimatländern ihr Leben riskieren, wenn sie die Dogmen des Islam in Frage stellen? Mir scheint, ein solcher Dialog hat unter den gegebenen Bedingungen etwas von einem Austausch zwischen einem Tauben und einem Blinden. Es irritiert mich dazu zutiefst, dass es keine Stimmen aus den islamischen Ländern gibt, die sich glaubwürdig vom Terror des radi-

kalislamischen Dschihad distanzieren. Im Gegenteil, selbst die westlich orientieren Staaten wie Saudi Arabien und die Länder der Golfregion praktizieren ein Doppelspiel. Verbale Distanzierung, aber praktische Unterstützung für die fundamentalistischen Fanatiker in Form von finanziellen Zuwendungen. Da finde ich es unangebracht, ja selbstzerstörerisch, von Verständnis und Toleranz zu sprechen.

Wäre es nicht mehr als nur recht und billig zu verlangen, dass sich der Islam – endlich – bewegt? In Form einer Überwindung seiner aggressiven, intoleranten, frauenfeindlichen Tradition? Denn erst wenn der Islam seinen Allmachtsanspruch beseitigt, die einzig wahre Religion zu sein, die Trennung von Kirche und Staat akzeptiert, Frauen die gleichen Rechte zugesteht wie Männern, einen weniger rigorosen moralischen Verhaltenskodex einfordert, dann gibt es die Chance für ein wirklich gleichberechtigtes, demokratisches Nebeneinander der Weltreligionen und Kulturen. Damit wäre ein Prozeß in Gang gesetzt, wie er im Christentum vor dreihundert Jahren mit der Aufklärung begonnen hat. Religion ist Privatsache, religiöses Handeln nichts anderes als der Weg und die Façon jedes Einzelnen, auf seine Art glücklich zu werden. Und nicht ein von Fanatikern instrumentalisierbares Vehikel zur Menschheitserlösung!

Zu dem Thema passt diese kleine, herzerwärmende Begebenheit, die ich heute im Büro hatte. Ich saß am Computer, war vertieft in eine eilige Ausarbeitung für einen Industriepartner, als sich die Zimmertür öffnete. Ich sah auf, und vor mir stand eine ältere Frau mit Kopftuch und einem unförmigen, knöchellangen Kittel. Unsicher ging sie auf einen der Papierkörbe zu. Schon wieder eine neue Reinigungskraft, dachte ich mir im ersten Moment ungehalten, fühlte ich mich doch in meiner Konzentration gestört. Denn eigentlich ist es bei uns nicht üblich, dass das Reinigungspersonal tagsüber während der Arbeitszeit kommt. „Sie viele Arbeit“, sagte die Frau plötzlich und schaute mich mit einem scheuen Lächeln an. „Ja“, entgegnete ich, überrascht von der unerwarteten Anrede. „Bis morgen muss das hier fertig sein. Sind sie neu?“ „Ja, heute hier erstes Mal,“ entgegnete sie. „Zu Hause Mann krank. Herzinfarkt. Und Mutter in Krankenhaus. Brauchen viele Geld.“ Ihre Stimme klang wehklagend, aber nicht bitter. Ich hatte im ersten Moment Schwierigkeiten, auf sie einzugehen. Denn es war für mich ungewöhnlich, von einer Frau in einer derart traditionellen muslimischen Aufmachung angesprochen zu werden. Diese erlebe ich sonst nur stumm und devot, gerade mal einen Gruß erwidern, ohne aufzublicken. Nun aber zeigte sich unter dem tief in die Stirn gezogenen Kopftuch, das dem hageren, von einer scharf gebogenen Nase beherrschten Gesicht mit den warmen, tiefliegenden Augen etwas Habichtartiges gab, ein ganz normaler Mensch. Jemand mit Sorgen und Nöten, die mir nahegingen. Mir wurde bewusst, dass ich in einer Stadt lebe, in der es zwar mehrere Hunderttausend Türken und Araber gibt, ich aber mit diesen

Leuten so gut nie wie in Berührung komme. Selbst als ich noch in Charlottenburg wohnte und türkische Nachbarn hatte, beschränkte sich der Kontakt auf Grüßen und kurze gelegentliche Unterhaltungen im Treppenhaus. Und so geht es wahrscheinlich der großen Mehrheit der Berliner. Ist es da ein Wunder, dass unter den Umständen Misstrauen, Aversionen, Abgrenzung und Hass gedeihen? Mit der Folge, dass eine regelrechte moslemische Parallelkultur entstanden ist, die den Nährboden abgibt für Leute wie Mohammed Atta und seine Komplizen.

Ich war gerührt von der Offenheit der Frau. Aber ich merkte auch meine Verunsicherung. Die ist inzwischen so tief, dass mich sogar der Gedanke nicht mehr losließ, ihr freundliches Verhalten entspränge lediglich dem taktischen Kalkül, die „Ungläubigen“ in Sicherheit zu wiegen. Höflich verabschiedete ich mich von der Frau, wünschte ihr und ihrer Familie alles Gute.